



© Michael Jungblut

Die Neurowissenschaftlerin und Medienpsychologin **Professorin Dr. Maren Urner** plädiert für einen Journalismus, der sich an Lösungen orientiert, statt nur schwarzzumalen – auch in der Coronakrise.

„Es hilft nicht, nur Angst und Schrecken zu verbreiten“

Frau Urner, Sie plädieren dafür, dass der Journalismus konstruktiver werden soll. Hat die Corona-Pandemie Sie nun eines Besseren belehrt?

Im Gegenteil! Die Corona-Pandemie ist im Prinzip die perfekte Begründung dafür, dass wir einen an Lösungen orientierten Journalismus brauchen. Wir Medienforscher nennen ihn Konstruktiven Journalismus. Für ihn sehe ich eine Riesenchance. Weil alle Menschen gleichzeitig und global die Kernfrage des Konstruktiven Journalismus stellen: Wie kann es weitergehen? Die Dringlichkeit, darüber zu sprechen, wie wir weitermachen wollen, ist jeden Tag gegeben. Es hilft nicht, wenn Medien nur die Probleme darstellen, Angst und Schrecken verbreiten und auf diese Weise Hilflosigkeit und Fatalismus beim Publikum erzeugen.

Hätte ein konstruktiverer Journalismus den Kurs der Pandemie-Bekämpfung geändert?

Ich bin überzeugt davon, dass eine stärker lösungsorientierte Berichterstattung geholfen hätte – und weiter-

hin helfen würde, die Krise sowohl persönlich als auch gesellschaftlich besser zu bewältigen. Das heißt zum Beispiel, dass wir beim Thema Impfen nicht auf die Bundesländer hätten schauen sollen, die am schlechtesten abschneiden. Sondern auf jene, bei denen es gut läuft und von denen die anderen etwas lernen können. Auf diese Weise schaffe ich ein anderes Bewusstsein, das motiviert und nicht in der ständigen Sündenbocksuche endet.

Wird in anderen Ländern in einer anderen Tonlage berichtet, etwa in Großbritannien oder den USA – positiver, optimistischer?

Das ist mein Eindruck, aber der ist natürlich persönlich gefärbt von meinem Medienkonsum. Bei vielem, was einem in angelsächsischen Blättern begegnet, etwa der New York Times oder dem Economist, könnte das Label „Konstruktiver Journalismus“ drankleben. Wenn es um Lösungsvorschläge in der Pandemie geht, herrscht ein mutigerer und ermutigender Ton. Hier spielen auch

99

Die Kernfrage lautet immer: Wie kann ich lösungsorientierte Information vermitteln?

kulturelle Unterschiede eine Rolle. Ich habe lange in England und den Niederlanden gelebt, dort ist mir generell eine offenere und aufbauendere Einstellung an Hochschulen und in Unternehmen begegnet. Positives Feedback und Kommunikation auf Augenhöhe sind ganz normal. Ein deutscher Freund, der seinen ersten Job in den Niederlanden begonnen hatte, erzählte mir mal verwundert: Was habe ich falsch gemacht? Ich bin gelobt worden!

Sie betonen, dass die Fixierung auf Gefahr und Risiko Teil unseres evolutionären Erbes ist. Wenn Sie Mut und Zuversicht verbreiten wollen, wie gehen Sie dagegen an?

Wir können dieses Erbe nicht loswerden, so funktioniert unser Steinzeithirn nun mal. Das heißt aber nicht, dass wir machtlos sind. Wir können versuchen, besser damit umzugehen. Der erste Schritt ist, sich das Ganze bewusst zu machen. Wie ein Alkoholiker, der weiß, dass er etwas an seinem Verhalten ändern muss. Wir müssen begreifen, dass es eine Trennung zwischen „rational“ und „emotional“ im Kopf nicht gibt, ebenso wenig wie eine „objektive“ Informationsverarbeitung. Damit gilt es konstruktiv umzugehen und sich die Frage zu stellen: Was bedeutet das für mich und für gesellschaftliche Fragen?

Wenn das so ist, was heißt das für die Kommunikation von Risiken?

Der wichtige erste Schritt ist, immer zu fragen: Was ist das Ziel? Wo will ich hin? Dann kann ich das Material zusammenstellen, das ich für meine Botschaft benötige: Text, Bilder, Grafiken. Jeder Sender muss sich immer klarmachen, dass jede Information Auswirkungen auf die Empfänger hat.

Nehmen wir das Beispiel Angst.

Okay. Bekanntlich ist sie ja ein schlechter Berater, was die Hirnforschung bestätigen kann. Angst blockiert höhere kognitive Fähigkeiten, die vor allem im Frontalhirn

hinter der Stirn verortet sind. Ebenso verhindert sie, dass wir uns auf jene Erfahrungen stützen können, die uns in der Vergangenheit gute Entscheidungen haben treffen lassen. Stress und Angst versetzen uns in einen Alarmzustand, in dem wir uns zwischen „kämpfen“ und „fliehen“ entscheiden. Aber wir sind nicht mehr in der Lage, uns in Ruhe Gedanken zu machen, um lösungs- und zukunftsorientiert zu entscheiden.

Was bedeutet das für Informationen über die Corona-Pandemie?

Die Kernfrage lautet immer: Wie kann ich lösungsorientierte Information vermitteln? Wie versetze ich Menschen in einen Zustand, in dem sie die Dringlichkeit eines Themas erkennen, ohne in den Panikmodus zu verfallen? Das ist ein schmaler Grat für die Informationsvermittlung. Die Dringlichkeit von Corona haben wir erkannt – es betrifft Menschen, es leiden Menschen, es geschieht vor unserer Haustür. Doch wir dürfen nicht so stark dramatisieren, dass Angst und Schrecken herrschen, und damit nur die Wahl zwischen „kämpfen“ oder „fliehen“ bleibt. Die Menschen müssen genug kognitive Ressourcen zur Verfügung haben, um vernünftige Entscheidungen zu treffen.

Schwenken wir zum Thema Pestizide. Das BfR hat darüber informiert, dass nach der wissenschaftlichen Faktenlage Glyphosat bei bestimmungsgemäßem Gebrauch nicht krebserzeugend ist. Die Kritik lautete daraufhin, das Risiko herunterzuspielen.

Da sind wir bei einem wichtigen Punkt: Sind Menschen objektive Informationsverarbeiter? Nein! Alles, was wir zuvor im Leben wahrgenommen haben, beeinflusst uns, bewusst oder unbewusst. Der unbewusste Anteil spielt natürlich eine Ries Rolle bei der Frage, wie emotional wir einem Thema gegenüberstehen. Wenn dann sachliche Informationen den persönlichen Überzeugungen widersprechen, wacht das psychologische „Immunsystem“ auf. Es schützt nicht vor Viren und Bakterien, sondern vor Ein- und Ansichten, die nicht zu unserem Weltbild passen. Wenn es das nicht geben würde, wären wir den ganzen Tag damit beschäftigt, unsere Identität neu zu erfinden.

Was hilft da?

Dieses an sich nützliche Immunsystem macht es häufig schwierig, neue Erkenntnisse und Fakten in unser Weltbild zu integrieren. Hier kann helfen, was ich „kritisches Denken“ nenne. Dazu gehören die Fähigkeiten, sich selbst zu hinterfragen, intellektuelle Demut zu praktizieren und gleichzeitig neugierig zu sein. Diese Art von Denken sollte nicht nur bei Kindern und Jugendlichen, sondern auch bei Erwachsenen vermittelt und gefördert werden. ■

Mehr erfahren:

Urner, M. 2021. Raus aus der ewigen Dauerkrise. Mit dem Denken von morgen die Probleme von heute lösen. Droemer, München